

4. Dezember 1914 – 10. Mai 1940 - 27. November 1944 – Freiburg in den (Luft)kriegen

Das Datum des 27. November 1944 galt noch lange nach 1945 vielen Freiburgern als „*schwärzester Tag*“ in der Geschichte der Stadt. Am Abend jenes Tages wurde Freiburg von einem britischen Luftangriff getroffen, den der Polizeipräsident in seinem amtlichen Erfahrungsbericht vom 8. Dezember 1944 als „ersten Großangriff während der gesamten Dauer des Krieges“ bezeichnete. Er war mit „einer solchen Schnelligkeit und Wucht“ erfolgt, dass die Freiburger Bevölkerung keine Zeit mehr fand, bombensichere Stollen aufzusuchen. Durch den „massierte[n] Abwurf von Spreng- und Brandbomben [entstand] in kürzester Zeit eine Brandausdehnung, die die gesamte Altstadt umfasste“, wie es in dem Bericht weiter heißt. „Ein Gebiet von 4 km² [wurde] restlos zerstört, das bedeutet etwa 35 % aller Wohnhäuser in Freiburg“. Die Zahl der Toten wurde in dem Bericht mit circa 2 000 angegeben. Heute geht man von 2 800 Toten des Angriffs aus.

Für Freiburg ist der 27. November 1944 das, was für die Stadt Kassel der 22. Oktober 1943 ist, für Braunschweig der 15. Oktober 1944, Heilbronn der 4. Dezember 1944 oder etwa für Pforzheim der 23. Februar 1945 ist: ein tiefer Einschnitt in der Stadtgeschichte, hervorgerufen durch einen Bombenangriff, der sich dadurch von anderen Angriffen im Zweiten Weltkrieg unterschied, dass er besonders viele Menschen tötete und das identitätsstiftende Weichbild der Stadt nachhaltig veränderte. Die Daten markieren konkrete Ereignisse der jeweiligen Stadtgeschichte; sie sind darüber hinaus symbolische Verdichtungen, in denen sich Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg und der Zeit des Nationalsozialismus selektiv abgelagert haben. Sie sind Tage der Erinnerung und des Gedenkens, die inzwischen selber eine lange Geschichte aufweisen und in denen immer wieder von neuem überkommene Erzählungen mit den Sinnstiftungen der jeweiligen Gegenwart abgeglichen werden müssen.

Den Verdichtungen im Gedenkkalender entsprechen in vielen Städten kulturelle Zeugnisse, die in den Augen mancher Bewohner in besonderer Weise die Erfahrung von Tod und Zerstörung, aber auch vom Überleben und dem Neubeginn ausdrücken. Häufig sind diese Zeugnisse in der letzten Kriegsphase oder in der frühen Nachkriegszeit entstanden. Das bekannteste Beispiel ist sicher die Fotografie „*Der Engel von Dresden*“ von Richard Peter, erstmals veröffentlicht im Jahr 1950, aber bereits seit 1945 ein unter Fotografen populäres Bildmotiv. Die Kamera blickt vom Rathausturm auf die zerstörte Stadt, während im rechten Bildvordergrund die figürliche Darstellung der Güte mit ausgestreckter Hand dem Betrachter den Weg weist, klagend und anklagend zugleich. Der sogenannte „*Engel von Dresden*“ ist zu

einer globalen Ikone der Trümmerfotografie geworden. Die Zeugnisse aus anderen Städten hingegen sind selten über den Rahmen der lokalen Öffentlichkeit hinaus bekannt geworden.

Auch in Freiburg ist ein zeitgenössisches Foto erhalten geblieben, auf dem ein Posaunenengel auf die zerstörte Altstadt hinunterschaut, aber weitaus bekannter ist in der Stadt an der Dreisam ein Bildmotiv, das den unversehrten Turm des Münsters „*Unserer Lieben Frau*“ inmitten der zerstörten Stadt zeigt. Die wohl populärste Aufnahme stammt aus dem Jahr 1945 und wurde neun Jahre später durch das offizielle Gedenkbuch für die „*Kriegsopfer der Stadt Freiburg*“ popularisiert. Das Motiv war indes nicht an eine bestimmte fotografische Überlieferung gebunden, sondern konnte als „*Wunder von Freiburg*“ auch sprachlich ins Bewusstsein gerufen werden, so etwa in dem folgenden Text, den der Erzbischof Dr. Conrad Gröber im Jahr 1947 als Geleitwort zu dem Bildband „*Freiburg einst und jetzt*“ verfasste.

Darin schrieb der 75-Jährige: „Ich habe Freiburg schon seit den Tagen meiner frühen Jugend in treuem Gedächtnis. Ich weiß noch gut, wie ich als Knabe zu Fuß aus dem Wiedener Tal über den Schauinsland in die Stadt mehr herabsprang als nur ging und das Münster vor mir sah mit dem wunderbaren in der Sonne glühenden Turm, von dem der rühmende Mund sagt, er sei der schönste der ganzen Welt. [...] Und wenn ich nach einem Spaziergang auf dem Schloßberg stand und herabschaute auf die Stadt, da sang mir [...] unwillkürlich das Loblied auf den Lippen: Wie schön bist Du, Freiburg, Du Perle des Breisgaus!“ Und weiter heißt es dort: „So war es einst. Aber dann kam das Verhängnis einer furchtbaren Nacht, in der der Bombenhagel in wenigen Minuten ganze Straßenzüge und Stadtteile krachend niederlegte, tausende von Menschen atomisierte oder begrub und ohne Erbarmen einen entsetzlichen Greuel schuf [...] Doch Gottlob! Es ragt noch fast unversehrt empor, Unserer Lieben Frauen Münster! Ein Wunder gotischer Pracht, und gerettet wie durch ein Wunder. Es schaut und weist in die Höhe und verlangt, dass aus den Ruinen wieder neues Leben erblühe, damit es selber nicht einsam wie ein Lebender unter Toten weile.“

Die kulturellen Zeugnisse aus dem Luftkrieg thematisieren vergleichbare Ereignisse und ringen mit denselben Fragen – Fragen nach dem ‘*Warum*‘ der Zerstörung, der Bedeutung für die Stadt und den Lehren, die daraus gezogen werden können. Und doch akzentuieren sie die Gewalterfahrung des Luftkrieges in unterschiedlicher Weise: Während etwa in Kassel der Tod tausender Menschen im Zentrum eines lyrischen Gedichtes steht, das den Titel trägt „*So starb meine Heimatstadt*“, spricht ein Text aus Frankfurt vor allem vom Untergang einer in Jahrhunderten gewachsenen städtebaulichen Tradition, aber auch von Aufbruch und Neubeginn „mit leichtem Gepäck“. In Freiburg wiederum eröffnet das Motiv des unzerstörten

Münsters inmitten der Trümmer eine Kontinuitätslinie zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Leben und Tod, dem Gestern, Heute und Morgen.

Der Blick auf die kulturelle Überlieferung macht deutlich, vor welchen Herausforderungen eine Darstellung des Luftkrieges aus stadtgeschichtlicher Perspektive steht: Sie muss sich auseinandersetzen mit Ereignissen, die für die Mitlebenden eine einschneidende, oft traumatische Erfahrung bildeten, die aber im größeren historischen Zusammenhang des Zweiten Weltkrieges häufig nicht einmal den Rang einer Fußnote einnehmen; sie muss einordnen, ohne dabei die Eigenbedeutung für die Stadt und die betroffenen Menschen aus den Augen zu verlieren. Ein solcher Versuch soll im Folgenden unternommen werden. Zunächst soll der Angriff vom 27. November 1944 in den Zusammenhang der Luftangriffe gegen Freiburg im Zweiten Weltkrieg gestellt werden. Anschließend wird die örtliche Erfahrung vor dem Hintergrund der alliierten und deutschen Luftkriegführung betrachtet. Schließlich soll in einem letzten Schritt versucht werden, das Beispiel Freiburg in den Zusammenhang der deutschen Kriegsgesellschaft einzuordnen.

Der 27. November 1944 und die Luftangriffe auf Freiburg im Zweiten Weltkrieg

Es gibt Städte, in denen der Gedenktag nahezu deckungsgleich ist mit der Ereignisgeschichte der Zerstörung: Das bekannteste Beispiel ist wiederum Dresden. Hier war die Wucht des Doppelangriffs vom 13./14. Februar 1945 so groß, dass im Vergleich dazu alle anderen Angriffe als unbedeutend erschienen. Ähnlich war es in Darmstadt, Pforzheim oder Heilbronn. Typischer für den Luftkrieg insgesamt war jedoch eine Stadt wie Braunschweig. Über 800 Luftalarme und mehr als 40 Angriffe wurden in der ehemaligen Welfenresidenz zwischen 1940 und 1945 gezählt, von denen etwa die Hälfte als mittelschwer bzw. schwer eingestuft wurde. „Die Stadt starb in Raten“, wie das der Lokalhistoriker Eckhart Grote einmal ausgedrückt hat.

Die Stadt Freiburg fällt auf der Ereignissebene in die erste Kategorie. Der Angriff vom 27. November 1944 war der erste Großangriff gegen die Stadt. Und auch wenn Freiburg im letzten halben Kriegsjahr noch öfter zum Ziel alliierter Bomber wurde, blieb es bei diesem einen großen Flächenangriff. Die Sonderstellung des 27. November lässt sich neben dem Ausmaß der Zerstörung besonders deutlich an der Zahl der Opfer ablesen. Rund 95 Prozent der knapp 3 000 im Luftkrieg umgekommenen Einwohner waren in Folge dieses einen Angriffes gestorben.

Freilich nimmt Freiburg im Vergleich zu anderen Mittelstädten insofern eine Sonderstellung ein, als die Stadt bereits *vor* ihrer eigentlichen Zerstörung zu einem Symbol des Luftkrieges geworden war. Während aus stadthistorischer Perspektive der Angriff vom 27. November 1944 einen tiefen Einschnitt markiert, wurde Freiburg zeitgenössisch zunächst vor allem mit dem Datum des 10. Mai 1940 identifiziert – während des Krieges, aber auch in der historischen Forschung nach 1945. „Im Monat Mai hat England mit seinen Angriffen gegen die Stadt Freiburg begonnen“, wie Adolf Hitler in seinem Neujahrsaufruf 1941 behauptete. Drohend setzte er hinzu: „Und es ist keine Phrase, sondern blutiger Ernst, wenn wir versichern, dass auf jede Bombe zehn oder wenn nötig hundert zurückgeworfen werden.“ Hitler bezog sich auf einen Bombenabwurf, der am 10. Mai 1940, dem ersten Tag der deutschen Offensive gegen die Westmächte, erfolgt war. Dabei waren 57 Personen ums Leben gekommen, darunter 21 Kinder.

Der Angriff wurde nach dem Krieg zweifelsfrei als deutscher Fehlwurf aufgeklärt. Drei Bomber des Kampfgeschwaders 51 hatten sich über dem Schwarzwald verflogen und irrtümlich die Stadt an der Dreisam für ein französisches Ausweichziel gehalten. Daran war an sich nichts Ungewöhnliches. Auch auf alliierter Seite kam es zu Fehlabwürfen. Entscheidend war, dass die verantwortlichen Stellen den wahren Sachverhalt verschleierten und die NS-Publizistik den Angriff immer wieder als Beleg dafür anführte, dass Großbritannien die „Alleinschuld [...] am Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung“ trage, wie ein 1943 herausgegebenes Weißbuch des Auswärtigen Amtes bereits im Titel behauptete. Der sogenannte „*Kindermord von Freiburg*“ wurde geradezu zum stehenden Begriff für den Beginn des unterschiedslosen Luftkrieges gegen das Deutsche Reich.

Bleiben wir aber vorerst beim 27. November 1944. Wodurch zeichnete sich der Angriff aus? Charakteristisch war ein doppeltes Missverhältnis, das sich zunächst einmal in der Diskrepanz der Ressourcen ausdrückte, die den Angreifern auf der einen Seite und den Verteidigern auf der anderen zur Verfügung standen; und dass zweitens darin zum Ausdruck kam, dass die Bedeutung des Angriffs für die Stadt auf der einen und für den Kriegsverlauf auf der anderen eine gänzlich andere war.

Zunächst zum Missverhältnis der Mittel: Am Abend des 27. November 1944 traf eine 351 Maschinen umfassende Bomberflotte, geschult in viereinhalb Jahren strategischem Luftkrieg, beladen mit rund 1 700 Tonnen Spreng- und Brandbomben und ausgerüstet mit der neuesten Navigations- und Zielfindungstechnik, auf eine Luftverteidigung, die nicht mehr in der Lage war, militärisch wirkungsvoll zu agieren, zumal über einem Ziel von so nachrangiger Bedeutung wie der Stadt im Breisgau. Hinzu kam, dass dem zivilen Luftschutz nicht nur die

praktische Erfahrung fehlte, sondern der Mangel an Personal, Ausrüstung und Treibstoff bereits vor dem Angriff zu Auflösungsprozessen geführt hatte. Dies galt vor allem für den Bereich des Selbstschutzes. „Es wäre ein unmögliches Verlangen gewesen“, schrieb der Polizeipräsident in seinem Erfahrungsbericht, „wenn man von den Kräften des Selbstschutzes während der Dauer des Angriffs mehr erwartet hätte als den Trieb zur Selbsterhaltung, dies umso weniger als die noch einsatzfähigen Männer durch vermehrte Einberufung zur Wehrmacht und Aufruf des Volkssturms den Selbstschutz aufs empfindlichste geschwächt hatten [...]. Man kann wohl behaupten“, so lautete das Resümee, „dass die gesamte Selbstschutzorganisation bereits vor dem Angriff zerschlagen worden war.“ Das Fazit im Hinblick auf den polizeilichen Luftschutz fiel nicht weniger verheerend aus: Auch dessen Organisation sei durch Volltreffer auf die Dienststellen, den Ausfall der Löschwasserversorgung und der Fernsprechverbindungen binnen kürzester Zeit „restlos zerschlagen“ worden, sodass man „ausschließlich auf Improvisation“ angewiesen gewesen sei.

Das Ungleichgewicht zwischen Angriff und Verteidigung zeitigte absehbare Folgen. In einer ersten Auswertung des Angriffs durch britische Stellen war von einem „schweren und konzentrierten“ Bombenabwurf die Rede. Die einzelnen Brandherde seien binnen kurzer Zeit zu einem Flächenbrand verschmolzen. Es seien mehrere starke Explosionen zu hören gewesen. Die deutsche Flugabwehr hingegen sei „negligible“ – unbedeutend, vernachlässigbar – gewesen. Ein Bomber ging verloren, wahrscheinlich getroffen von einer herabfallenden Bombe eines höher fliegenden Flugzeuges.

Das zweite Missverhältnis lag in der unterschiedlichen Bedeutung begründet, die dem Angriff für die örtliche Bevölkerung auf der einen Seite und für die Westalliierten auf der anderen zukam. Aus lokaler Perspektive wurde der Angriff zur „Schicksalsnacht“, wie der Schriftsteller Franz Schneller in einem Gedenkartikel im Jahr 1945 schrieb. Dabei war für die Zeitgenossen besonders verstörend, dass das britische Bomber Command lediglich zwanzig Minuten gebraucht hatte, um in Trümmer zu legen, was in Jahrhunderten gebaut worden war und gleichsam für die Ewigkeit geschaffen schien. So schrieb etwa ein Schweizer Beamter seinem Vorgesetzten in Bern am 7. Dezember 1944: „Am 27. November, in der Zeit von 20-20 Uhr 30, ist die blühende Stadt Freiburg im Breisgau in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt worden. Man spricht davon [...] dass mindestens 60% der Stadt total zerstört sind.“ Von 5 000 bis 22 000 Toten sei die Rede. Amtlicherseits werde von 11 000 Toten ausgegangen – eine Größenordnung, die der Schweizer Beamte angesichts der „grauenhaften Zerstörung“ für durchaus realistisch hielt. Denn: „Das Elend in der Stadt ist namenlos.“ Noch

zehn Jahre später urteilte die „*Badische Zeitung*“, dass „der Schlag so schwer [war], weil unter ihm eine Welt einstürzte, eine in ihrer Ordnung auch damals noch festgefügte Welt, die selbst in den Jahren zuvor in ihrer Substanz kaum verändert oder angetastet worden war.“

Während also aus lokaler Perspektive der Angriff einen Kontinuitätsbruch markierte, der einen scharfen Trennstrich zwischen dem Gestern und dem Heute zog, bedeutete für das britische Bomber Command die Zerstörung Freiburgs „gar nichts“, wie dies der Historiker Jörg Friedrich lakonisch formuliert hat. Arthur Harris, der Oberbefehlshaber der britischen Bomberstreitkräfte, erwähnte den Angriff in seinen 1947 veröffentlichten Memoiren denn auch mit keinem Wort. Trotzdem ist Friedrichs Urteil so nicht richtig. Laut Einsatzbefehl verfolgte die sogenannte Operation „*Tigerfish*“ das Ziel, „die Stadt und die dazugehörigen Bahnanlagen“ zu zerstören. Den Hintergrund bildete ein Befehl des Oberbefehlshabers der alliierten Expeditionstreitkräfte in Europa vom 22. November 1944, wonach zur Unterstützung der alliierten Offensivoperationen im Elsass die rückwärtigen deutschen Transportverbindungen südlich von Karlsruhe „ausgeschaltet“ werden sollten. Wie dies Gerd Ueberschär in einer bis heute grundlegenden Untersuchung gezeigt hat, handelte es sich streng genommen bei dem Angriff also nicht um einen strategischen, sondern um einen operativ-taktischen Angriff zur Unterstützung der alliierten Bodenoperationen bei ihrem Vorstoß auf die deutsche Reichsgrenze.

Freilich wurde der Angriff als Flächenangriff ausgeführt, wie dies für die britische Luftkriegführung seit 1942 charakteristisch war. Der Zielpunkt lag auch nicht auf dem Bahnhof, sondern auf der Kreuzung Adolf-Hitler-Straße (heutige Habsburgerstraße) und Bernhardstraße. Im Ergebnis wurde die Stadt zerstört, die „dazugehörigen Bahnanlagen“ nahmen jedoch nur verhältnismäßig geringen Schaden.

Freiburg und die Entwicklung des Luftkrieges im Zweiten Weltkrieg

Wenig bekannt ist, dass die Anfänge des strategischen Luftkrieges auf deutsche Städte in Freiburg zu verorten sind, nämlich während des Ersten Weltkrieges, als die Stadt - bedingt durch die Nähe zur Front in den Hochvogesen - zwischen dem 4. Dezember 1914 und Oktober 1918 insgesamt 25 Mal von französischen und britischen Flugzeugen angefliegen wurde. Nicht nur die Bahnhöfe und die an der westlichen Peripherie gelegene Artilleriekaserne, sondern auch die Stadt selbst waren Ziele der Angriffe. Im Frühjahr 1915 wurde erstmals ein Nachtangriff geflogen und am 17. April 1917 warfen 11 britische Flugzeuge 64 Bomben auf Wohngebiete in den Stadtteilen ab. So avancierte Freiburg

während des Ersten Weltkrieges zu der Stadt im Deutschen Reich mit den größten Luftkriegsschäden: 31 Menschen kamen ums Leben, etwa 100 wurden verwundet, die Gebäudeschäden beliefen sich auf insgesamt 3 bis 5 Millionen RM - bei einer Gesamtschadenssumme von reichsweit 23 Millionen. Die Luftabwehrbatterien, unter anderem auf dem Schlossberg stationiert, hatten sich weitgehend als wirkungslos erwiesen. Der Luftkrieg über Freiburg während des Ersten Weltkrieges zeigte paradigmatisch, wie sehr die Bevölkerung von Städten dieser neuen Waffengattung ausgeliefert war.

Auch für den Zweiten Weltkrieg lassen sich am Beispiel der Luftangriffe auf Freiburg wichtige Stationen in der Eskalation des Luftkrieges über Europa nachzeichnen. „Bilder von den ermordeten Kindern in Freiburg gesehen: unbeschreiblich grauenhaft“, schrieb Joseph Goebbels am 16. Mai 1940 in sein Tagebuch. Der Propagandaminister bezog sich dabei auf den Bombenabwurf über der Stadt im Breisgau wenige Tage zuvor, bei dem 57 Menschen, darunter 21 Kinder, ums Leben gekommen waren und ebenso viele verletzt wurden. Wie bereits erwähnt, wurde der Angriff nach dem Krieg zweifelsfrei als deutscher Fehlwurf aufgeklärt. Der zeitgenössischen deutschen Propaganda aber galt der Angriff als früher Beleg für die angebliche „Alleinschuld Englands am Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung“.

Wie die Tagebucheinträge und die Protokolle der täglichen Ministerkonferenz belegen, herrschte im Propagandaministerium anfangs durchaus Unsicherheit, wie mit dem Angriff und den Bildern umzugehen sei. „Schwierige Frage, ob wir das Luftbombardement auf Freiburg weiter ausschachten sollen“, notierte Goebbels am 13. Mai. „Ich sage ja. Aber die Luftwaffe muss erst die Luftherrschaft über dem Westraum errungen haben. Also noch etwas warten.“ Wenige Monate später jedoch, Frankreich war inzwischen besiegt und der Luftkrieg hatte in der „*Luftschlacht um England*“ seine erste Eskalationsstufe erreicht, verfügte Goebbels, dass die Aufnahmen der toten Kinder für eine Veröffentlichung vorbereitet werden sollten.

„Der Minister rechnet damit“, heißt es im Konferenz-Protokoll vom 17. August 1940, „dass über kurz oder lang die Engländer ihre jetzige Taktik der Bagatellisierung aufgeben und mit einer neuen Taktik vertauschen werden, in der sie die Humanitätsfiedel spielen, um das ‚Weltgewissen wachzurufen‘.“ Und weiter stand in dem Protokoll zu lesen: „Für diesen vorauszu sehenden Fall, in dem also getötete Frauen, Schwangere, Greise etc. Revue passieren werden, sollen Herr Fritzsche und Herr Bömer Material griffbereit halten, um mit Bildern von den getöteten Kindern in Freiburg usw. [...] jederzeit aufwarten zu können.“ In der Tat erschien noch im selben Jahr eine Bildbroschüre in mehreren Sprachen, die unter dem Titel

„Freiburgs Mütter klagen an!“ den Tod der Kinder in das Zentrum der propagandistischen Anklage stellte.

Die Broschüre setzte ganz auf den schockierenden Kontrast, der durch den kurzen Begleittext noch akzentuiert wurde: Sorglos spielende Kinder inmitten einer pittoresken alten deutschen Stadt hier; über den Bildausschnitt hinaus drängende Aufnahmen von toten Kindern dort. Diese frühe Veröffentlichung von Leichenfotografien aus dem Luftkrieg stand ganz in der Tradition der Gräuel-Propaganda des Ersten Weltkrieges. Sie sollte dazu dienen, die deutschen Luftangriffe gegen militärische und zivile Ziele in Großbritannien propagandistisch abzustützen. „Schließlich“, so Goebbels am 7. September 1940 vor den Vertretern seines Ministeriums und der Presse, „müsse man sich darüber klar sein, dass die Vernichtung Londons wohl die größte Menschheitskatastrophe der Geschichte darstellen würde, so dass diese Maßnahme auch vor der Welt irgendwie gerechtfertigt erscheinen müsse.“

Folgt man den internen Stimmungsberichten des Regimes, dann war freilich die Sorge Goebbels‘, zumindest was die einheimische Bevölkerung anbetraf, völlig unbegründet. Im Herbst 1940 ergingen sich ausweislich dieser Berichte große Teile der deutschen Bevölkerung in regelrechten Vernichtungsphantasien gegenüber Großbritannien. So hieß es beispielsweise in den „*Meldungen aus dem Reich*“ vom 16. September 1940: „Die Vergeltungsflüge gegen England sind nach wie vor das Hauptgesprächsthema aller Bevölkerungsschichten. [Vielen], die sich durch die fortgesetzten Niederträchtigkeiten englischer Flieger in einen grenzenlosen Hass gegen England hineingesteigert haben, [geht es] noch immer nicht schnell genug. [...] Man äußert in diesem Zusammenhang, dass, wenn ein baldiges Kriegsende erreicht werden solle, mit der Rücksichtnahme gegenüber der englischen Zivilbevölkerung aufgehört und nicht nur militärische Ziele angegriffen, sondern systematisch die englischen Städte in Schutt und Asche gelegt werden müssten.“ Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das Datum des „*10. Mai 1940*“ vor allem als propagandistische Chiffre für die vorgebliche Schuld Englands am Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung diente. Dadurch sollten die deutschen Angriffe gegen London und andere britische Industriestädte vom Herbst und Frühjahr 1940/41 als „*Vergeltungsangriffe*“ gerechtfertigt werden.

Dass diese propagandistische Inszenierung auf einer glatten Lüge beruhte – die Freiburger Kinder waren schließlich durch deutsche Bomben umgekommen – sollte allerdings nicht zu dem analytischen Kurzschluss verleiten, dass der strategische Luftkrieg der Westalliierten seinerseits in erster Linie eine Reaktion auf die deutschen Angriffe war. Die britische und später auch die amerikanische Strategie des strategischen Luftkrieges folgte ihrer eigenen

Logik. „Der Grund für den Beschluss [zum strategischen Luftkrieg] war die kritische Lage in der Schlacht um Frankreich, nicht die deutschen Luftangriffe“, wie der Historiker Richard Overy festgestellt hat.

Die britische Luftkriegführung ging 1940/41 vom Tages- zum Nachtangriff und vom Punkt- zum Flächenbombardement über. Der Strategiewechsel vollzog sich vor dem Hintergrund einer strategischen Lage, in der die nationalsozialistische Kriegsmaschinerie scheinbar unaufhaltsam ein Land nach dem anderen unterwarf. Der Bomber schien die einzige Offensivwaffe, die Großbritannien noch verblieben war. Während zunächst versucht worden war, neuralgische Punkte der deutschen Kriegswirtschaft zu identifizieren und durch gezielte Angriffe auszuschalten – die Treibstoff- und die Aluminiumproduktion sowie die Flugzeugindustrie – verschoben sich die Prioritäten schon bald von Punkt- auf Flächenziele und von einzelnen Schlüsselindustrien zu dicht bebauten Industriezentren. Bereits im Oktober 1940 stand in einer Direktive des britischen Luftwaffenstabes zu lesen: „Es ist entschieden worden, unsere Strategie vorübergehend zu verändern und unsere Anstrengungen auf zwei Ziele zu konzentrieren: 1. Die Fortführung der Angriffe gegen die Treibstoffindustrie als Primärziel [...] 2. schlage ich vor, dass die Bombenangriffe gelegentlich auch schwere materielle Zerstörungen anrichten müssen, damit sie ihre volle moralische Wirkung entfalten können.“ Ein Jahr später, im September 1941, war der Wechsel der Strategie auf der theoretischen Ebene abgeschlossen. In einer Denkschrift des britischen Luftwaffenführungsstabes hieß es unmissverständlich: „Letztlich besteht das Ziel eines Angriffs auf ein Stadtgebiet darin, die Moral der Bevölkerung dieses Gebiets zu brechen. Dazu muss zweierlei gelingen: Erstens, wir müssen die Stadt vollkommen unbewohnbar machen, und zweitens, wir müssen den Menschen zu Bewusstsein bringen, dass jeder Einzelne in ständiger Gefahr lebt. Daraus ergibt sich unmittelbar ein doppeltes Ziel, das heißt, es sind zwei Dinge zu erreichen: (I) Zerstörung und (II) Todesangst.“ Was noch fehlte, waren die technischen Möglichkeiten zur Umsetzung.

Dies änderte sich im Verlauf der Jahre 1942/43, als das Bomber Command unter dem neuen Oberbefehlshaber Sir Arthur Harris daran ging, die bereits 1940/41 ausgearbeiteten Prämissen mit verbesserter Zielfindungstechnik und neuen schweren Bombermodellen in die Praxis umzusetzen. In diese Phase des Luftkrieges fallen die Angriffe vom Frühjahr 1942 auf Lübeck, Rostock und Köln, die sogenannte „*Schlacht um die Ruhr*“ im darauf folgenden Jahr, die Feuerstürme von Hamburg und Kassel vom Sommer 1943 und die „*Schlacht um Berlin*“ vom Winter 1943/44. Während großflächige Zerstörungen und die Menschenverluste ein bis

dahin kaum für möglich gehaltenes Ausmaß annahmen, wurde der Luftkrieg zeitweise zum alles beherrschenden Thema in der deutschen Bevölkerung.

Die Stadt Freiburg indessen blieb fast vollständig verschont. Lediglich am 3. Oktober 1943 und noch einmal am 7./8. Oktober kam es zu vereinzelt Bombenabwürfen. Sechs Menschen starben. Die Angriffe alarmierten die städtischen Behörden. Sie machten nachdrücklich deutlich, dass die Stadt an der Dreisam in keiner Weise auf einen schweren Luftangriff vorbereitet war. „Alles, was bis jetzt auf diesem (Luftschutz-)Gebiet von der Stadt Freiburg geschehen ist, ist unzureichend und Pfuschwerk“, wie es ein anonymes Schreiben drastisch ausdrückte, das in diesen Tagen bei der Stadtverwaltung einging. In der Tat zeigte man sich vor dem Hintergrund immer neuer Berichte von schweren Zerstörungen in anderen Städten bemüht, den Luftschutz auch in Freiburg zu verbessern. So wurden etwa Mauerdurchbrüche in den Kellern der Altstadt durchgeführt und zusätzliche Deckungsgräben angelegt. Darüber hinaus wurde die Bevölkerung dazu angehalten, „die unverantwortliche Auffassung über das Luftschutzverhalten in der Stadt“ unverzüglich abzustellen, wie es in einer „Letzten Warnung“ des Polizeipräsidenten hieß.

Gerd Ueberschär beurteilt das Ergebnis dieser Anstrengungen als wenig überzeugend: Zwar seien zur Jahreswende 1943/44 die „Bemühungen auf einigen Gebieten verbessert worden“. Dennoch, so das Fazit, „blieben die Schutzmöglichkeiten in der Stadt äußerst gering, da es vor allen Dingen keine staatlich gebauten Bunker gab.“ Zugespitzt kann formuliert werden, dass sich die Stadt Freiburg 1943/44 auf Angriffe vorbereitete, wie sie dem Stand des Luftkrieges von 1940/41 entsprachen. In keiner Weise wurden aber die Voraussetzungen geschaffen, um konzentrierten Flächenangriffen zu begegnen, wie sie jetzt regelmäßig vom britischen Bomber Command durchgeführt wurden.

Während 1943/44 in Freiburg also versucht wurde, auf dem Gebiet des Luftschutzes wenigstens gewissen Mindestanforderungen gerecht zu werden, trat der Luftkrieg über dem Deutschen Reich in eine kriegsentscheidende Phase. Ausschlaggebend war, dass sich die amerikanischen Luftstreitkräfte, die seit dem Sommer 1943 über Deutschland operierten, gegen die deutsche Flugzeugindustrie wandten. Die viermotorigen Bomberverbände wurden dabei von neuen Langstreckenjägern eskortiert. Das Ziel war ein Doppeltes: neben der Zerschlagung der Produktion sollte vor allem die deutsche Luftverteidigung niedergekämpft werden. Die Angriffe auf die Produktionsanlagen würden, so die Planung, der deutschen Jagdverteidigung keine andere Wahl lassen als sich zu stellen, und diese könnte dann in einem Abnutzungskrieg aufgerieben werden. Wie der „*United States Strategic Bombing Survey*“, eine großangelegte sozialwissenschaftliche Studie über die Auswirkungen des strategischen

Luftkrieges, unmittelbar nach dem Krieg resümierte, ging das Kalkül auf: „Das scheinbare Paradox der Angriffe auf die Flugzeugindustrie ist, dass obwohl sich die Produktion schnell erholte, die deutsche Luftwaffe nach den Angriffen nie wieder zu einer ernststen Bedrohung für die alliierte Luftüberlegenheit wurde. [...] Im Frühjahr 1944 hatte der Widerstand der Luftwaffe aufgehört effektiv zu sein.“

Die Zerstörung Freiburgs am 27. November 1944 schließlich fällt in die letzte Phase des strategischen Luftkrieges, die vom Herbst 1944 bis kurz vor Kriegsende andauerte. Sie war gekennzeichnet von der alliierten Luftherrschaft über Deutschland, zunächst bei Tage, später auch bei Nacht, die einherging mit einer überwältigenden Übermacht an schweren Bombern und Begleitjägern. Während die Royal Air Force im Sommer 1940 über lediglich 260 leichte und mittelschwere Bomber verfügte, standen den Westalliierten vier Jahre später, im Juli 1944, über 5 000 Bomber zur Verfügung, die meisten davon viermotorig. Allein das Bomber Command warf in den letzten drei Monaten des Jahres 1944 mehr Bomben ab als im Verlauf des gesamten Jahres 1943. Die große Anzahl der einsatzfähigen Flugzeuge ermöglichte es dem alliierten Führungsstab, interne Differenzen über die Prioritäten der Kriegführung auszugleichen, indem mehrere Ziele gleichzeitig verfolgt werden konnten. Während die Direktive vom 25. September 1944 die deutsche Treibstoffindustrie an erster Stelle nannte, gefolgt vom Verkehrsnetz und der Panzerproduktion, nahm das Bomber Command in der Praxis die Flächenbombardements von Industriestädten wieder auf. Die technische Expertise und die Fülle der zur Verfügung stehenden Flugzeuge waren inzwischen so groß, dass Mittelstädte wie Freiburg dabei gleichsam nebenbei zerstört werden konnten.

Freilich war im Herbst 1944 die Städtezerstörung nicht nur aus Sicht des Bomber Command zu einer ‚Routinearbeit‘ geworden. Auch für die deutsche Öffentlichkeit und die politische Führung des Reiches hatten die Nachrichten von neuen verheerenden Luftangriffen ihren Charakter des Außeralltäglichen längst verloren. Dabei erregte die Zerstörung Freiburgs noch vergleichsweise mehr Aufmerksamkeit als die von manch anderer Mittelstadt. Wiederholt vermerkte Propagandaminister Goebbels in seinem Tagebuch, wie sehr ihm die Verwüstung der „schönen Stadt Freiburg“ zu Herzen gehe. „Freiburg ist eine von jenen Städten, die mir besonders nahestanden und mit der mich sehr viele liebe Erinnerungen an meine studentische Jugendzeit verbinden“, diktierte er etwa am 12. Dezember 1944. Hinzu kam aber noch etwas anderes: „Freiburg“, so hielt Goebbels fest, „ist die einzige vom feindlichen Luftterror schwer heimgesuchte Stadt, in der die Verhältnisse sich in keiner Weise konsolidieren wollen.“ Dabei sah der Propagandaminister für die Zustände in der Stadt nicht etwa strukturelle Probleme als ursächlich an – etwa die hoffnungslose Überdehnung der

eigenen Ressourcen in einem Teil des Reiches, der längst rückwärtiges Frontgebiet geworden war, sondern das politische Versagen der örtlichen Führung, und insbesondere das des Gauleiters und Reichsstatthalters von Baden, Robert Wagner.

Nicht in der Ursachenanalyse, wohl aber im Befund deckten sich die Einschätzungen des Propagandaministers mit den Lageberichten der örtlichen Behörden und privaten Zeugnissen. Sie zeichnen das Bild von hoffnungslos überforderten Einsatz- und Hilfskräften sowie einer gelähmten Bevölkerung: Gebäude fingen nachträglich Feuer und brannten ab. Verschüttete konnten mangels Einsatzkräften nicht lebend geborgen werden, obwohl sie tagelang verzweifelt auf sich aufmerksam machten. Auch die Bergung der Toten verlief nur sehr schleppend. „Überall das gleiche Leid“, fasste eine Freiburgerin eine Woche nach dem Angriff die Situation in einem Brief an ihre Familie zusammen: „Zu wenig Menschen, um zu helfen, um auszugraben und zu wenig Material.“

Wenn sich die umlaufenden Gerüchte, wonach bis zu einem Drittel der Bevölkerung umgekommen waren, nicht bestätigten, lag dies nicht etwa an rechtzeitig eingeleiteten Hilfsmaßnahmen, sondern daran, dass zwischen dem Ende des Angriffs und dem Zusammenwachsen der einzelnen Brände zu einem Flächenbrand relativ viel Zeit vergangen war. „Es wird angenommen“, schrieb der Führer des Luftschutz-Sanitätsdienstes, Dr. Hapke, in seinem Erfahrungsbericht, „dass tödliche Verbrennungen am lebendigen Leibe recht wenig vorgekommen sind, da der Brand der Stadt Freiburg im Anfang keine große Ausdehnung hatte und erst durch das Fehlen von Wasser [...] und auch durch Benzinmangel in Gang kam, so dass die Bevölkerung die genügende Zeit hatte, sich in Sicherheit zu bringen.“

Die Freiburger Erfahrung im Luftkrieg lässt sich somit zwischen derjenigen Braunschweigs und der Erfahrung Pforzheims ansiedeln, zwei Städte, die in derselben Phase des Luftkrieges zum Ziel ähnlich schwerer Flächenbombardements wurden. Braunschweig verfügte als „Luftschutzort erster Ordnung“ im Gegensatz zu Freiburg über eine professionell geschulte Luftschutzpolizei und eine Bevölkerung, die durch die zahlreichen Angriffe an Erfahrungen gewonnen hatte. Trotzdem hatte man nicht verhindern können, dass sich nach dem Angriff von 15. Oktober 1944 die Brände zusammenschlossen und einen Feuersturm entfachten. Große Teile der Stadt wurden zerstört. Allerdings war es der Luftschutzpolizei gelungen, durch das Legen einer Wassergasse über 20 000 Menschen aus den Bunkern der brennenden Innenstadt in Sicherheit zu bringen. So verblieben die Verluste unter der Bevölkerung im dreistelligen Bereich. Anders in Pforzheim: Hier fehlten die baulichen, organisatorischen und nicht zuletzt personellen Voraussetzungen für wirksame Rettungsmaßnahmen. Im Feuersturm des 23. Februar 1945 kamen 17 600 Menschen ums

Leben, das war jeder dritte Einwohner der Stadt. Vor dem Hintergrund der im Herbst 1944 stark zunehmenden Menschenverluste im Luftkrieg mag die Einschätzung des Freiburger Luftschutzleiters, wonach die Größenordnung von 2 000 Toten als „erträglich“ einzustufen sei, weniger zynisch anmuten, als es uns heute erscheinen mag.

Freiburg und die deutsche Kriegsgesellschaft.

Eine der Gefahren, der eine Geschichte des Luftkrieges aus lokaler Perspektive ausgesetzt ist, besteht darin, die eingesehenen Dokumente sofort beiseite zu legen, sobald der stadtgeschichtliche Bezug vorüber ist. Häufig lohnt es sich aber weiterzulesen, wie etwa in den weiter oben im Zusammenhang mit der propagandistischen Inszenierung des „10. Mai“ bereits zitierten Aufzeichnungen von Joseph Goebbels. Unter dem Datum des 17. August 1940 stand dort zu lesen: „Bei uns greifen die Engländer jetzt K.Z. an. Das sollen sie nur tun. Was dort sitzt, ist doch nur Ausschuss. Die Justiz wird nie damit fertig. Der Führer will die eigentlichen kriminellen Elemente später einmal auf eine Insel deportieren. Dort sollen Sie einen Staat der Gesetzlosigkeit bilden. Bei uns werden sie unschädlich gemacht. Gerade im Kriege darf man die Todesstrafe nicht wie im Weltkrieg aussetzen, man muss sie verschärfen. Die asozialen Elemente sollen nicht für eine spätere Revolution konserviert werden. Sie bedrohen immer den großen Staat, vor allem in den großen Städten. Deshalb: ausrotten und für das Volk ein gesundes Gemeinschaftsleben schaffen.“ Und einen Absatz weiter unten hieß es: „Die Juden wollen wir später mal nach Madagaskar verfrachten. Dort können auch sie ihren eigenen Staat aufbauen.“

Der Tagebucheintrag gibt tiefe Einblicke in ein weltanschauliches Koordinatensystem, in dem das „gesunde Gemeinschaftsleben [für das Volk]“ nicht ohne die Aussonderung und Vernichtung derjenigen gedacht werden konnte, die aufgrund willkürlich festgelegter politischer, sozialer und vor allem rassistischer Kriterien als nicht dazugehörig definiert wurden. Mehr noch: Die Vernichtung der einen, insbesondere der als „Juden“ Definierten, wurde geradezu zur Voraussetzung für die Genesung der anderen. Saul Friedländer hat in diesem Zusammenhang das Wort vom „*Erlösungsantisemitismus*“ geprägt. Wie das Zitat andeutet, schuf der Krieg dabei diejenigen sogenannten ‚Sachzwänge‘, die es den Nationalsozialisten ermöglichten, ihre rassebiologischen und sozialutilitaristischen Utopien jenseits bürokratischer oder rechtlich-normativer Beschränkungen in die Tat umzusetzen. „Zu dem Krieg nach außen trat der Krieg nach innen“, wie der Historiker Jörg Echternkamp festgestellt hat. In diesen Krieg nach innen waren auch die ausländischen Zwangsarbeiter und

Kriegsgefangenen verwickelt. Deren Zahl erreichte im Sommer 1944 ihren Höhepunkt. In der Landwirtschaft und vor allem in der metallverarbeitenden Industrie wurden 7,6 Millionen Ausländer eingesetzt. Hinzu kamen etwa eine halbe Million KZ-Häftlinge. In Freiburg waren mindestens 3 000 ausländische Zwangsarbeiter tätig, während die Freiburger Juden bereits am 22. und 23. Oktober 1940 in das Lager Gurs nach Südfrankreich deportiert worden waren.

Im Luftkrieg wurden die Zwangsarbeiter und Häftlinge gleich doppelt zu Opfern: Zum einen durch die alliierten Bomben, denen sie aufgrund unzureichender Schutzvorkehrungen in besonderem Maße ausgesetzt waren; zum anderen durch die Willkür der Behörden und die Übergriffe aufgebrachter „*Volksgenossen*“, die sich nicht selten ein Ventil für die aufgestaute Verzweiflung suchten.

Freilich, die deutsche Kriegsgesellschaft war nicht deckungsgleich mit dem Nationalsozialismus. Aber bis weit in die zweite Kriegshälfte hinein konnte die Staats- und Parteiführung ihre Herrschaft auf breiten gesellschaftlichen Konsens gründen. Unterdrückung war dabei nur das zweite Mittel der Wahl. Das Regime wollte überzeugen durch Worte und durch Taten, um dadurch physische und emotionale Kraftreserven der deutschen Gesellschaft freisetzen. Wenn auch der Krieg im Allgemeinen zum Wesenskern des Nationalsozialismus gehörte, so gilt es doch festzuhalten, dass der Bombenkrieg gegen das Deutsche Reich kein Krieg war, den das Regime aus freien Stücken führte. Es war ein Krieg, der ihm von den Westalliierten aufgezwungen wurde. Das NS-Regime fand nie eine überzeugende Antwort auf diesen Krieg, weder militärisch noch propagandistisch.

Die Propaganda schwankte zwischen Bagatellisierung und moralischer Anklage, zwischen groß inszenierter öffentlicher Geste und Verschweigen – und wurde doch im Verlauf des Krieges immer mehr darauf zurückgeworfen, die betroffene Bevölkerung auf eine unbestimmte Zukunft zu vertrösten. Schon bald werde die „*Vergeltung*“ einsetzen und dem alliierten „*Bombenterror*“ ein Ende machen; nach gewonnenem Kriege werde der Einzelne für die entstandenen Sachschäden kompensiert werden und würden die zerstörten Städte „schöner denn je“ wiedererstehen. Selbst der Tod im Luftkrieg erfuhr in der nationalsozialistischen Diktion erst in der Zukunft seinen Sinn. Dabei schwang im Frühjahr 1945 freilich selbst in der Publizistik des Regimes zwischen den Zeilen die Furcht mit, dass all der Tod und die Zerstörung tatsächlich keinen Sinn gehabt haben könnten. „Wenn wir erschüttert sind über die große Anzahl von Kindern, die zum Teil mit ihren Müttern sterben mussten, wenn wir den Totenlisten entnehmen, dass ganze Familien ausgerottet wurden, dann regt sich in uns erst recht der Wille, alles zu tun und alles einzusetzen, damit diese Blutopfer unseres Volkes und unsrer Stadt nicht umsonst gebracht wurden“, hieß es etwa beschwörend

in einem Kommentar, der am 13. Februar 1945 unter dem Titel „*Die Toten von Freiburg*“ in „*Der Alemanne*“ erschien.

Die Auswirkungen des Luftkrieges auf das Verhältnis zwischen Regime und gewöhnlichen Deutschen waren dabei durchaus ambivalent. Einerseits wurden auf einer praktischen Ebene die Bindungen und Abhängigkeiten eher noch verstärkt. Schließlich waren es die NSDAP und ihre Gliederungen, insbesondere die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, die die Organisation der Katastrophen- und Soforthilfe übernahmen. Wie viele Erfahrungsberichte belegen, wurde diese Hilfe gerne und oft auch anerkennend angenommen. Sie entsprach durchaus der Erwartungshaltung der betroffenen Bevölkerung. Andererseits konnte selbst eine reibungslose Soforthilfe nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Deutsche Reich unter Führung des Nationalsozialismus nicht in der Lage war, den „*Schreckensnächten*“ ein Ende zu bereiten. Der Luftkrieg untergrub dadurch die Legitimation eines Herrschaftssystems, das im Recht des Stärkeren die einzige verbindliche Norm sah. Vor allem aber warf der Luftkrieg die Menschen auf sich selber zurück und konfrontierte sie mit existentiellen Fragen jenseits politischer Identifikationen; er führte dazu, dass die ganze Kraft für das unmittelbare Überleben inmitten der Zerstörung aufgebracht werden musste und dafür, für sich und die nächsten Angehörigen so etwas wie eine Rückkehr zu einer wie auch immer verstandenen Normalität zu ermöglichen.

Der Vertrauensverlust in das Regime vollzog sich in Freiburg umfassender als in manch einer anderen bombengeschädigten Stadt im Reich. Entscheidend dürfte gewesen sein, dass es die lokalen Behörden nach dem 27. November 1944 nicht schafften, schnell wirkungsvolle Hilfe zu leisten und die Grundlagen des städtischen Lebens auch nur notdürftig sicherzustellen. Selbst Goebbels musste in einem Tagebucheintrag am 12. Dezember 1944 feststellen: „Aber immerhin müsste es Wagner und seinen Instanzen bis jetzt gelungen sein, wenigstens ein primitives bürgerliches Leben in Gang zu bringen, was leider nicht der Fall ist.“ Dreieinhalb Monate später, im April 1945, sah der Propagandaminister in den „fortwährenden feindlichen Bombenangriffe[n]“ die Ursache dafür, dass die Bevölkerung Badens und der linksrheinischen Gebiete „demoralisiert“ worden sei. Sie werfe sich den „Angloamerikanern teils mit Begeisterung, teils aber doch ohne inneren Widerstand in die Arme“. Der Luftkrieg hatte einen entscheidenden Anteil daran, dass 1944/45 die Sehnsucht nach einem Ende „diese[s] Wahnsinn[s]“ – so eine Freiburgerin in einem Brief an ihre Verwandten vom 4. Dezember 1944 – alle anderen Erwägungen zu überwiegen begann.

Schluss

Der „27. November 1944“ vermag noch heute, 70 Jahre später, zu verstören. Die Vermutung eines Beobachters aus dem Jahr 1995, wonach sich der Gedenktag „aus der Erinnerung“ schleiche, hat sich nicht bestätigt. Eher scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Dies wurde auch an dem großen Publikumsinteresse deutlich, den der öffentliche Vortrag fand, auf dem dieser Aufsatz beruht. Dabei scheint für eine lokale Öffentlichkeit besonderes schwer zu akzeptieren zu sein, dass es kein großes Rätsel gibt, welches es zu entschlüsseln gilt, kein tiefes Geheimnis, das die Zerstörung der Stadt umgibt. Weder wurde vor dem Angriff gewarnt, noch wurden von alliierter Seite irgendwelche Vorkehrungen getroffen, das Wahrzeichen der Stadt, das Münster, zu verschonen. Das „*Wunder von Freiburg*“ war kein Wunder, sondern Zufall, und zudem der relativen Brandresistenz mittelalterlicher Sakralbauten geschuldet. Freiburg wurde zerstört, weil die Stadt im Herbst 1944 den alliierten Streitkräften im Weg lag. Aber die Stadt wäre wohl auch zerstört worden, wenn sie nicht im Weg gelegen hätte, so wie Dutzende andere Städte im Deutschen Reich bis Kriegsende auch.

Die Praxis des Flächenbombardements, die Opfer unter der zivilen Bevölkerung nicht nur in Kauf nahm, sondern bewusst einkalkulierte, widersprach dem Geist einer an rechtlichen Normen orientierten Kriegführung. Und dennoch scheint Vorsicht dabei angebracht, den von der NS-Propaganda popularisierten Begriff des „*Terrorangriffs*“ bedenkenlos zu verwenden, wie dies gerade in Freiburg auch in der Literatur häufiger geschieht. Bereits im Jahr 1959 wies die „*Freiburger Zeitung*“ in einem Kommentar darauf hin, dass es sich dabei um eine Formulierung aus dem „*Wörterbuch des Unmenschen*“ handele, die unter dem Eindruck des Angriffs in die örtliche Umgangssprache eingegangen sei. „Ein Kölner“, so gab der Kommentar weiter zu bedenken, „fasste diese Bezeichnung als eine treffende Charakterisierung jener Ära auf, deren Terror wir auch ‘den Terror’ verdanken.“ Man wird nicht umhinkommen, die tiefer liegenden Ursachen für die Zerstörung der Stadt nicht in den Direktiven des britischen Bomber Command zu suchen, sondern in den Ereignissen, die mit den Daten des 30. Januar 1933, des 1. September 1939 und - in Freiburg – des 22. Oktober 1940 verbunden sind.

Lektüreempfehlung

Chickering, Roger, Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914-1918, Paderborn u.a. 2009

Arnold, Beitrag zu „Auf Jahr und Tag“

Geinitz, Christian, Volker Ilgen, Ute Scherb, Holger Skor; Andreas Weber, Kriegsgedenken in Freiburg: Trauer – Kult – Verdrängung. Freiburg i.Br.: J. Haug, 1995.

Overy, Richard, Der Bombenkrieg: Europa 1939-1945. Berlin: Rowolth, 2014.

Süß, Dietmar, Tod aus der Luft. Kriegsgesellschaft und Luftkrieg in Deutschland und England. München: Siedler, 2011.

Ueberschär, Gerd R., Freiburg im Luftkrieg 1939-1945. Freiburg & Würzburg: Ploetz, 1990.